Soziale Arbeit mit
Frauen und Mädchen

Dimensionen Sozialer Arbeit Band 1

Herausgegeben von der Katholischen Stiftungsfachhochschule München
Abteilungen Benediktbeuern und München

Soziale Arbeit mit Frauen und Mädchen

Positionsbestimmungen und Handlungsperspektiven

Herausgegeben von
Tilly Miller und Carmen Tatschmurat

Ferdinand Enke Verlag Stuttgart 1996

Prof. Dr. Tilly Miller
Prof. Dr. Carmen Tatschmurat
Kath. Stiftungsfachhochschule München
Preysingstraße 83
D-81667 München

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Soziale Arbeit mit Frauen und Mädchen:
Positionsbestimmungen und Handlungsperspektiven / hrsg. von
Tilly Miller und Carmen Tatschmurat - Stuttgart: Enke, 1996
(Dimensionen Sozialer Arbeit; Bd. 1)
ISBN 3-432-27461-0
NE: Miller, Tilly (Hrsg.); GT

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 1996 Ferdinand Enke Verlag, P.O.Box 30 03 66, D-70443 Stuttgart
Umschlagabbildung:© Medienzentrum München des Institut Jugend Film Fernsehen
Printed in Germany
Druck: Gruner Druck GmbH, D-91058 Erlangen 5 4 3 2 1

Seite

Vorwort zur Reihe 1
Karljörg Schäflein

Vorwort der Herausgeberinnen 3
Tilly Miller, Carmen Tatschmurat

Inhalt

Einführung: 4
Theorien Sozialer Arbeit - Feministische Theoriepositionen - Praktisches Handeln: Drei Koordinaten für die Arbeit mit Mädchen und Frauen
Tilly Miller, Carmen Tatschmurat

1. Positionsbestimmungen

Feministisch orientierte Soziale Arbeit: Parteilich handeln - dekonstruktivistisch denken? 9
Carmen Tatschmurat

Der prozessual-systemische Ansatz von Silvia Staub-Bernasconi 29
Tilly Miller

Der prozessual-systemische Ansatz von Silvia Staub-Bernasconi als Handlungsinstrument für die Praxis Sozialer Arbeit 58
Brigitte Irmler, Tilly Miller

2. Handlungsperspektiven

„... na ja, dann hör ich auf mit den Drogen, und dann pflege ich meine Haare und mach meine Nägel“. Die Suchtproblematik unter eine prozessual-systemischen Sichtweise bedarf der Kategorie Geschlecht 84
Jutta Schmidt

Wege von Mädchen in die Sucht und ohne Sucht - macht Frausein krank oder wie kann Frausein gesund sein? 109
Monika Fröschl

Vom Überleben zum Leben. Gruppenarbeit mit Mädchen und jungen Frauen als Chance gegen die isolierende und ausgrenzende Wirkung von sexuellem Mißbrauch 120
Roswitha Reger

Kompetenz-Elemente feministischer Sozialer Arbeit - unter Bezugnahme auf die professionelle Arbeit in einem großstädtischen Frauenhaus 137
Anna Margareta Völkl-Maciejczyk

„Ich hau dir in die Fresse" sagte Vanessa drohend. Aggression als Überlebensstrategie - am Beispiel geschlossener Heimerziehung 157
Sabine Pankofer

Soziale Arbeit mit Mädchen in Obdachlosensiedlungen als „Life Model" 172
Sonja Lindmeier-Dankerl

Mädchen und junge Frauen mit Behinderungen in der parteilichen und feministisch orientierten Sozialarbeit 186
Tina Kuhne

Integration (un)erwünscht?! Emanzipatorische Soziale Arbeit mit geflüchteten Frauen, Müttern, Mädchen und Kindern in Sammellagern 202
Hester Butterfield

„Crazy on the Road" - filmend sich selbst begegnen. Reflexionen zu einer aktiven Medienarbeit mit Mädchen und jungen Frauen in der offenen Jugendarbeit 229
Elke Hardegger

Autorinnen 245

Vorwort zur Reihe

Ausgehend von Seminarveranstaltungen zu Methoden und Formen der Öffentlichkeitsarbeit in Verbindung mit eingehenden Überlegungen um eine zeitgemäße und zukunftsweisende Studienordnung für den Fachhochschulstudiengang Soziale Arbeit in Bayern entstand auch eine Diskussion zur Frage der Corporate Identity der Katholischen Stiftungsfachhochschule München und deren Vermittlung an die Fachöffentlichkeit.
Es waren vor allem die in letzter Zeit zahlreich neuberufenen Kolleginnen und Kollegen, die auf die wichtige Aufgabe einer periodisch erscheinenden Buchreihe der Hochschule hinwiesen. So fiel 1994 die Entscheidung, unter dem Serientitel „Dimensionen Sozialer Arbeit" eine Buchreihe mit Beiträgen von Lehrenden und Studierenden aus der Hochschule, aber auch von PraktikerInnen aufzulegen.

Es bildete sich sodann ein Redaktionsteam, welches alsbald die Themata für die ersten drei Bände festlegte, wobei ein gleichermaßen interessierter wie interessanter Verlag und die zuständige Verlagslektorin mit konstruktiven Anregungen die Planung deutlich erleichterten.

Band 1 dieser Buchreihe wurde dem Themenkreis „Soziale Arbeit mit Frauen und Mädchen - Positionsbestimmungen und Handlungsperspektiven" gewidmet. Die Herausgeberinnen, Frau Prof. Dr. Tilly Miller und Frau Prof. Dr. Carmen Tatschmurat, praxisorientiert lehrend und wissenschaftlich erfahren, nehmen selbst im Zusammenhang mit den Beiträgen zu diesem Themenkreis zu grundlegenden Aspekten der Sozialarbeitstheorien und feministischer Theoriepositionen sowie deren Einbezug in sozialarbeiterische Handlungsansätze Stellung. Ihre Arbeit wurzelt auch in der langen und beispielgebenden Geschichte von herausragenden Frauenpersönlichkeiten dieser Hochschule und ihrer Vorgängereinrichtungen.

Ich begrüße es sehr, daß gerade eine frauenspezifische und praxisorientierte Themenstellung diese Buchreihe eröffnet. Ich sehe darin eine Würdigung des wichtigen Beitrages von Frauen zur Sozialen Arbeit wie auch eine Würdigung der hochschulpolitischen Arbeit der Frauenbeauftragten in der Katholischen Stiftungsfachhochschule München, stellvertretend für die Bemühungen von vielen Kolleginnen und Kollegen, von Frauenbeirat und Frauenreferat.

Die Erstellung von Band 1 der Buchreihe „Dimensionen Sozialer Arbeit" der Katholischen Stiftungsfachhochschule München brachte eine stattliche Anzahl von Menschen mit Ideen und Anregungen zusammen und bereitete

den Mitwirkenden nach deren Bekunden nicht nur viel Arbeit, sondern auch viel Freude. Wir wünschen uns eine begeisterte aber auch kritische Leserschaft.

München, im Februar 1996

Prof. Dipl.-Psych. Karljörg Schäflein
Präsident der Katholischen Stiftungsfachhochschule München

Vorwort der Herausgeberinnen

Dieses Buch ist nicht Ergebnis eines Forschungsprojekts, es entstand sozusagen „nebenher“: Neben Lehrtätigkeit bzw. praktischer Tätigkeit der Herausgeberinnen und Autorinnen. Diese Art der Arbeit war nicht immer einfach für alle Beteiligten und für das berufliche und private Umfeld. Daß es dennoch zustande kam, zeigt uns, daß hier manches überfällig war, niedergeschrieben zu werden. Für die freundliche Unterstützung in diesem Prozeß des Schreibens und Koordinierens haben wir vielen Personen zu danken. Einige möchten wir namentlich erwähnen.

Als Herausgeberinnen und Autorinnen danken wir dem Präsidenten der Hochschule, Prof. Karljörg Schäflein, für die kollegiale Unterstützung unseres Vorhabens durch das Zur-Verfügung-Stellen von Ressourcen. Unseren Kollegen und Kolleginnen, Helmtrude Engelhart, Prof. Dr. Hanne Schaffer, Prof. Walter Schild, Prof. Dr. Dionys Zink danken wir für ihre wertvollen Anregungen bei der kritischen Durchsicht unserer Beiträge. Unsere Denk- und Suchbewegungen haben davon nachhaltig profitiert.
Wir bedanken uns bei Dr. Daniela Burkhardt, die die Verlagskontakte hergestellt und gepflegt hat und die unser Vorhaben von Anfang an mit viel Interesse und Engagement mitbegleitet hat.
Isabella Oswald und insbesondere Silvia Nietzold, unsere Tutorinnen, sowie Alexander Buck vom Audiovisuellen Zentrum der Hochschule haben uns von der technisch-organisatorischen Seite her kompetent und zuverlässig unterstützt. Vielen Dank dafür.
Wir bedanken uns bei Frau Dr. Marlis Kuhlmann für die konstruktive Zusammenarbeit und ihre wertvollen Anregungen.
Den Autorinnen danken wir nicht nur für das Einlassen auf unser Vorhaben, sondern auch auf unsere unregelmäßigen Arbeitsweisen, je nach Semesterbelastung. Wir bedanken uns für die Mühe der dann immer wieder kurzfristig notwendigen Überarbeitungen.

München, im Februar 1996
Tilly Miller
Carmen Tatschmurat

Einführung
Theorien Sozialer Arbeit - Feministische Theoriepositionen - Handlungsansätze: Drei Koordinaten für die Arbeit mit Frauen und Mädchen

Tilly Miller, Carmen Tatschmurat

Soziale Arbeit mit Mädchen und Frauen ist eine „Wachstumsbranche": Der überwiegende Teil der Adressatinnen der Sozialen Arbeit ist weiblich. Überall dort, wo die Frauenbewegung den Blick auf Situationen gelenkt hat, in denen Frauen und Mädchen Gewalt angetan wird, in denen sie aufgrund ihres Geschlechts diskriminiert, verfolgt, geschlagen, ausgegrenzt werden und wo in der Folge autonome und/oder institutionell abgesicherte Einrichtungen aufgebaut wurden, um hier Abhilfe zu schaffen, zeigte sich, daß diese Einrichtungen und Angebote nicht nur stark frequentiert sind, sondern auch zum Teil erheblich weiter ausgebaut werden könnten.
Auch die Professionellen, die SozialarbeiterInnen, sind meist weiblich. So helfen vor allem Frauen denjenigen, die Unrecht erfahren, marginalisiert und verletzt werden, oder die sich teilweise auch selbst ins „Aus" manövrieren. Eine wesentliche Ressource der Sozialarbeiterin ist dabei ihr professionelles Wissen, insbesondere die Auseinandersetzung mit **Sozialarbeitstheorien, Handlungswissen** und mit **feministischen Theoriepositionen**.

Der vorliegende Band entstand in der Absicht, diese drei Dimensionen nicht nur aufzuzeigen, sondern hinsichtlich des konkreten Feldes auch miteinander zu verbinden. So zielten wir darauf, Autorinnen zu gewinnen, die sich dem Vorhaben stellten, ein relevantes theoretisches Konzept der Sozialen Arbeit vorzustellen, gleichzeitig eine feministische Position zu reflektieren wie auch praxisorientiert zu argumentieren. Die Gewichtung der einzelnen Dimensionen sollte dabei je nach Fragestellung und Feld durchaus unterschiedlich angelegt sein können. Insgesamt geht es uns nicht um eine breite Diskussion von sozialarbeitstheoretischen Konzepten oder feministischen Positionen, sondern um sozialarbeiterische Handlungsansätze, die je spezifisch (sozialarbeits-) theoretisch und feministisch rückgekoppelt sind.
Sozialarbeitstheoretisch ordnen sich einzelne Positionen im Band auffallend deutlich dem aktuellen „Systemischen Paradigma" zu. Vor allem der

prozessual-systemische Ansatz von Silvia Staub-Bernasconi, der zugleich auch die Kategorie Geschlecht miteinbindet, wird aufgegriffen. Es war uns ein Anliegen, diesen Ansatz nicht einfach zu favorisieren, sondern seine Möglichkeiten, aber auch seine Schwächen kritisch zu prüfen.
Von seiten feministischer Theorieansätze steckt die Parteilichkeitsdebatte bis hin zur (De-)Konstruktion den Rahmen ab, in dem sich die hier vertretenen Autorinnen orientieren.
Fast alle Autorinnen sind (auch) Sozialarbeiterinnen und können von daher Beziehungen zwischen mindestens zwei, oft drei der genannten Dimensionen vor dem Hintergrund ihrer persönlichen Praxiserfahrungen herstellen.

Die Autorinnen sind in ihrer Mehrzahl repräsentativ für die junge Sozialarbeiterinnen-Generation, die sich im Rahmen ihres Studiums nicht nur schwerpunktmäßig mit dem methodischen Handeln Sozialer Arbeit beschäftigen, sondern die sich ebenso der Diskussion um die Bedeutung einer eigenen Sozialarbeitswissenschaft stellten. Obwohl in der Theorieentwicklung hier noch Pionierarbeit zu leisten ist, zeigt sich doch sehr deutlich, daß bereits vorhandene theoretische Entwürfe und Konstrukte nicht nur das Selbstverständnis dieser Generation nachhaltig geprägt haben, sondern auch deren Handlungsprämissen begründen. Auch sind die Autorinnen teilweise „Töchter" der Frauenbewegung, d.h. sie sind partiell Nutznießerinnen deren erster Errungenschaften. So hatten sie während ihres Studiums die Möglichkeit, feministische Sichtweisen kennenzulernen und kritisch zu reflektieren.

Ein Teil der Texte erwuchs aus Abschlußarbeiten an der Katholischen Stiftungsfachhochschule München. Durch die Veröffentlichung sollen Ergebnisse, die wir für interessant und wichtig im oben geschilderten Sinn halten, einer größeren Fachöffentlichkeit vorgestellt werden. Wir erachten dies als sinnvoll, auch wenn manche der hier dargestellten Gedanken noch nicht nach allen Seiten hin abgesichert sind und zum Teil eher Entwürfen als fertigen (Theorie-)Gebäuden gleichen. Dennoch meinen wir, daß die exemplarischen Aufarbeitungen konkreter Fragen und Probleme aus der Praxis und deren Reflexion anhand einzelner Theoriebausteine beidem nützen kann: der Weiterentwicklung theoriegestützten Handelns wie auch der Ausdifferenzierung der an Praxis orientierten Theorie.

Zu den Beiträgen im einzelnen:
Im **ersten Teil** werden unter der Überschrift **„Positionsbestimmungen"** die

drei Dimensionen: Feministische Theoriepositionen, Sozialarbeitstheorie und Handlungswissen theoretisch-reflexiv verhandelt.
Carmen Tatschmurat geht der Frage nach, aus welchem feministischen Erkenntnisinteresse heraus heute Soziale Arbeit mit Frauen und Mädchen denkbar und machbar ist und wie mit dem Widerspruch zwischen praktisch-politisch notwendiger Parteilichkeit und der feministischen Theoriedebatte um Konstruktion und Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht fruchtbar umgegangen werden kann.
Tilly Miller referiert und analysiert den prozessual-systemischen Ansatz von Silvia Staub-Bernasconi, der gerade unter feministisch orientierten Sozialarbeiterinnen als vielversprechendes Konzept gehandelt wird. Insbesondere wird das Theoriegebäude auf seine Begründungsprämissen, seine theoretische Konsistenz und vor allem auf seine systemische Fundierung hin befragt.
Anhand einer Fallskizze aus der Familienarbeit prüfen im Anschluß daran **Brigitte Irmler** und **Tilly Miller** die praktische Anwendungsmöglichkeit der prozessual-systemischen Denkfigur von Silvia Staub-Bernasconi.

Im **zweiten Teil**, den **„Handlungsperspektiven“**, werden Frage- und Problemstellungen aus unterschiedlichen Feldern der Sozialen Arbeit mit Frauen und Mädchen vorgestellt und bearbeitet. (Sozialarbeits-)theoretische und/oder feministische Positionen sollen in konkrete Handlungsansätze münden.
Die ersten beiden Beiträge greifen das Thema **Suchtabhängigkeit** auf.
Die Suchtproblematik bedarf der Kategorie Geschlecht, so die These von **Jutta Schmidt**. Suchtmittelkonsum, dessen Ursachen und Folgen sowie dessen Bewältigung weisen geschlechtstypische Merkmale auf. Mit Hilfe der Ausstattungskategorien und Arbeitsweisen von Silvia Staub-Bernasconi beschreibt und erklärt die Autorin spezifische Probleme drogenabhängiger Frauen und zeigt konkrete Handlungsschritte für die Soziale Arbeit auf.
Monika Fröschl beschäftigt sich mit Magersucht und Medikamentenmißbrauch als relativ unauffälligem, frauentypischem Suchtverhalten und stellt Zusammenhänge mit traditioneller, „normaler“ weiblicher Sozialisation her. Ein Durchbrechen dieser eingespielten Mechanismen kann, so ihre Schlußfolgerung, nur gelingen durch kritische Aufarbeitung der eigenen Sozialisation und Förderung von körperlicher und psychischer Selbstbestimmung.

Das Thema **Gewalt** steht im Zentrum der folgenden drei Beiträge.
Roswitha Reger berichtet aus der Arbeit in einer Zufluchtsstelle für Mädchen und junge Frauen, die sexuelle Gewalt erfahren haben. Diese Initiative, ein Projekt der autonomen Frauenbewegung, arbeitet entschieden parteilich. Anhand von Beispielen wird ausgeführt, daß diese Position einen

befreienden, für die Betroffenen möglicherweise den einzig gangbaren Weg in ein Leben eröffnet, das mehr ist als nur „Überleben". Deutlich wird aber auch, daß es ein weiter Weg ist, mit vielen Widersprüchlichkeiten. So kann manches, was im „Normalalltag" als selbstzerstörerisch angesehen werden muß, durchaus „sinnvoll", d.h. überlebensnotwendig sein. Hier emphatisch und doch mit Distanz dabeizubleiben, stellt hohe Anforderungen an die Begleiterinnen auf diesen Wegen.
Die Frage nach den Kompetenzen für die Soziale Arbeit im Frauenhaus stellt **Anna Margareta Völkl-Maciejcyk** in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen. Dieser Beitrag, der vor allem auf Interviews mit Sozialarbeiterinnen in einem Münchner Frauenhaus basiert, zeigt das Dilemma auf, daß reflexive Kompetenzen (wie die Auseinandersetzung mit den eigenen Gewaltphantasien und Ängsten) bisher nur zum geringsten Teil im Studium erworben werden konnten und mühsam im Laufe des Berufslebens selbst angeeignet werden mußten - obwohl sie essentieller Bestandteil dieser Arbeit sind.
Auch **Sabine Pankofer** thematisiert das komplizierte Beziehungsverhältnis zwischen Sozialpädagoginnen und Klientinnen. Im Zentrum ihres Beitrags steht aggressives und gewalttätiges Verhalten von Mädchen im geschlossenen Heim. Sie macht deutlich, daß Strategien wie Aggression und Autoaggression, die auf den ersten Blick nur destruktiv und kontraproduktiv erscheinen, überlebensnotwendig sind. Um diese Mechanismen zu überwinden, bedarf es intensiver gemeinsamer Arbeit. Möglich ist dies nur, wenn die Pädagogin sich ihrer eigenen aggressiven und auch ihrer Angst-Gefühle bewußt wird.
Die folgenden drei Texte werfen einen Blick auf Mädchen und Frauen, die aus unterschiedlichen Gründen und auf unterschiedliche Weise **marginalisiert** sind, an den Rand gedrängt werden:
Sonja Lindmeier-Dankerl beschreibt anhand eines exemplarischen Falles die Alltagssituation von Mädchen in einer Obdachlosensiedlung: Die selbstverständliche Einbindung in die „weibliche" Hausarbeit, der Zwang, patriarchalen Familienstrukturen unterworfen zu sein, mangelnde weibliche Identifikationsmöglichkeiten, Stigmatisierungen, Schulschwierigkeiten usw. Anhand des „Life Models" arbeitet die Autorin Zielsetzungen für die Soziale Arbeit heraus: u.a. die Stärkung des Durchhalte- und Standvermögens, die Vermittlung alternativer Lebensperspektiven und Identifikationsmöglichkeiten. Am Beispiel der Gruppenarbeit werden konkrete Vorgehensweisen zu deren Realisierung aufgezeigt.

Im Zentrum des Beitrags von **Tina Kuhne** über die besondere Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen stehen die strukturellen Hindernisse, die durch Leistungsbereiche der Gesetze (Kinder- und Jugendhilfegesetz auf der einen und Bundessozialhilfegesetz auf der anderen Seite) aufgebaut werden, und die eine sinnvolle emanzipatorische und feministisch orientierte Arbeit erheblich erschweren. Der Tatbestand, daß die Mitarbeit und der Kontakt zu Mädchen und jungen Frauen mit Behinderungen in der parteilichen feministischen Mädchenarbeit eher spärlich ist, verweist jedoch nicht nur auf finanzielle und strukturelle Probleme, sondern auch auf einen blinden Fleck in der Optik von nichtbehinderten Sozialpädagoginnen.
Schließlich lenkt **Hester Butterfield**, Amerikanerin, den Blick auf das Leben von Frauen in den Asylunterkünften. Sie arbeitet mit geflüchteten Frauen, Müttern, Mädchen und Kindern in Sammellagern. Ihre persönliche Situation als Ausländerin in Deutschland prägt dabei sehr nachhaltig ihre Arbeit mit den Betroffenen. Anschaulich beschreibt sie nicht nur die bedrückenden Problemlagen der Asylbewerberinnen, sondern sie entwickelt ein Handlungsmodell im Kontext gemeinwesenorientierter Sozialarbeit, das u.a. Themen wie Integration, Macht, Selbstorganisation und Hilfe zur Selbsthilfe, Vernetzung und Projektentwicklung aufgreift.
Der abschließende Beitrag von **Elke Hardegger** beschreibt, wie mit Mädchen und jungen Frauen noch gearbeitet werden kann: indem sie lernen, filmend sich selbst zu begegnen. Gezeigt wird dies an zwei Videoprojekten in der **offenen Jugendarbeit**. Vor dieser Arbeit steht die Eroberung von Räumen (hier in den Freizeitheimen) und die Aneignung des Mediums Film durch die Mädchen - ein Schritt, der von Sozialpädagoginnen mitinitiiert wurde. Grundlage dafür ist eine aktive, handlungsorientierte Medienarbeit auf der Basis parteilich feministischer Mädchenarbeit. Daß diese Verknüpfung nicht nur pädagogisch sinnvoll ist, sondern darüber hinaus auch noch Spaß machen kann, ist die zentrale Botschaft dieses Textes. Der verliehene Preis für das Produkt stärkte wiederum das Selbstbewußtsein aller Beteiligten.

Soziale Arbeit steht nach wie vor im Rampenlicht der Professionalisierungsdebatte. Der vorliegende Band soll hier keine Lücke schließen, sondern PraktikerInnen und StudentInnen motivieren, sich auf die „Dreidimensionierung" Sozialer Arbeit vor Ort einzulassen. Der Band ist einerseits ein Zeichen dafür, daß in der fachlichen Diskussion viele Fragen theoretisch wie praktisch noch offen und ungeklärt sind. Er setzt jedoch andrerseits Akzente und intendiert konkrete Anregungen wie auch Orientierungen für das eigene theoretische Selbstverständnis und das praktische Handeln.

Feministisch orientierte Soziale Arbeit: Parteilich handeln, dekonstruktivistisch denken?

Carmen Tatschmurat

„Can we ever *not* do gender?"[1]

Frauen: Gleich oder verschieden?

Die feministischen sozialwissenschaftlichen und philosophischen Theoriedebatten sind verwirrender, uneindeutiger denn je. Postmoderne, dekonstruktivistische, differenztheoretische, systemische Paradigmata werden als Markierungen angeboten. Vieles ist anregend, die Auseinandersetzungen sind lustbetont, nach jahrzehntelangem zähem Kampf um Gleichberechtigung wird endlich wieder ein Hauch von Utopie spürbar, der Dualismus von Teilhabe an der Macht versus Ohnmacht wird - zumindest im Denken - aufgebrochen. Gewiß ist: längst haben weitreichende Differenzierungen der einfachen, überschaubaren, Sicherheit gebenden Perspektive auf Frauen als „Unterdrückte", „Benachteiligte", „Diskriminierte" oder gar „Opfer" Platz machen müssen. Die veränderte Sichtweise, die sich auf den ersten Blick als „neue Unübersichtlichkeit"[2] zeigt, hat auch in der feministischen Theorie dazu geführt, daß manche vermeintlichen Eindeutigkeiten von Opfern und Tätern nicht mehr ohne weiteres haltbar sind.

Ich will im folgenden nachzeichnen, vor welchem theoretischen Hintergrund parteilich-feministische Sozialarbeit heute (noch?) erfolgreich arbeitet und welchen Relativierungen und Irritationen sie sich durch die Anfragen konstruktivistischer, diskurstheoretischer Theoriedebatten ausgesetzt sieht. Anschließend werden einige Hinweise dazu gegeben, weshalb es so schwer ist, diese neuen Denkmuster in die Praxis umzusetzen und wie es dennoch gelingen kann, handlungsfähig zu bleiben, ohne die Frauen, um die es geht, zu verraten. Die oben gestellte Frage, ob es - wenn es denn überhaupt wünschenswert ist - jemals möglich sein wird, anders als in geschlechtlich formierten Vorgaben zu handeln, wird, dies vorab, nicht beantwortet werden. Sie wird aber am Schluß nochmals aufgegriffen.

---

[1] West/Zimmermann 1987, nach: Hagemann-White 1993, 71.

[2] So der Titel einer Aufsatzsammlung von Jürgen Habermas (1985) zur Bestimmung von Moderne und Postmoderne.

Ich bin Soziologin, keine Sozialarbeiterin. Daher werde ich mich von außen, das heißt abstrakter als die anderen Autorinnen dieses Bandes, dem Gegenstandsbereich nähern. Meine Frage zielt auf eine Vergewisserung und Infragestellung der Grundlagen, auf die feministisch orientierte Sozialarbeiterinnen (wie auch Praktikerinnen und Forscherinnen in anderen Bereichen) sich beziehen können, von denen aus ihr Handeln glaubwürdig **und** erfolgreich sein kann.

„Parteilichkeit" vor dem Hintergrund des Paradigmas der „Betroffenheit"

In der Sozialen Arbeit scheint die Welt noch in altbewährter Un-Ordnung zu sein. Denn: ihre Adressatinnen sind in doppeltem Sinne Verliererinnen. Erstens sind für sie, denen es um die Befriedigung der **materiellen Grundbedürfnisse** von Wohnen, Essen, Arbeiten, nachts in Ruhe schlafen usw. geht, die postmodernen Verheißungen - Freiheit von einengenden Vorgaben auf vielfältigsten Ebenen des Lebens und die Chance, individuell, selbstbestimmt, das eigene Leben zu planen und diesen Lebensentwurf dann auch einzulösen - kein Thema. Ihr Bezugsrahmen ist, daß sie sich noch nicht einmal voll auf die Moderne hin orientieren konnten, da sie, etwa mangels qualifizierter Ausbildung, den Einstieg in den Arbeitsmarkt und damit eine Möglichkeit zur finanziell selbständigen Lebensgestaltung nicht geschafft haben. Insofern sie in ihrer Lebensplanung und Alltagsrealität, in ihren Chancen und Diskriminierungen auf das Projekt „Arbeitsgesellschaft" hin fixiert sind, agieren sie in der Rationalität der Moderne - die allerdings längst ihre „utopischen Energien aufgezehrt hat" (Habermas 1985, 143).[3] Und für die gesellschaftlich Marginalisierten geht es um die Teilhabe an den - für manch andere schon längst nicht mehr attraktiven - Errungenschaften der Marktwirtschaft. Auch die Prozesse der Freisetzung der Menschen aus traditionellen Bindungen und Abhängigkeiten, zusammengefaßt als „Individualisierung", sind als Phänomen der noch unvollendeten Moderne zu sehen (Tatschmurat 1996).
Gleichzeitig untergräbt sich die auf Rationalität basierende Moderne im Entwurf der Individualisierung selbst ihr Fundament, denn konsequent zuende gedacht führt sie zu einer potentiell unendlichen Pluralität der Lebensentwürfe: anything goes. Die eigene Lebensentscheidung muß nicht mehr rational begründet werden - vor welcher Instanz auch? Inwieweit diese Lebensentwürfe dann real lebbar sind, ist eine ganz andere Frage - hier

[3]Der Aspekt der „Moderne" auf den ich hier abziele, ist die zunehmende Durchsetzung rationaler, sachlicher, nachprüfbarer Entscheidungsmuster, die in engem Zusammenhang mit der sich ausdifferenzierenden Arbeitsgesellschaft zu sehen sind.

prallen die „modernen" Strukturen der gesellschaftlichen Realität (Arbeitsmarkt-Abhängigkeit) und die „postmodernen" Denkmuster teilweise äußerst schmerzhaft aufeinander. Deutlich wird dies auch und vor allem im Sozialarbeits-Alltag. So zum Beispiel dann, wenn immer noch Re-Habilitation, Re-Sozialisierung, Wieder-Eingliederung unhinterfragt über die Einübung von Arbeitsmarkt-Qualifikationen läuft und andere Fähigkeiten, die für diejenigen, die am Rande leben, mindestens ebenso wichtig sind - wie Aktivierung von eigenen Ressourcen, Aufbau und Pflege von Netzwerken usw. - kaum je zu Bestandteilen offizieller Programme werden.

Zweitens sind viele Adressatinnen der Sozialen Arbeit nicht nur sozial randständig, als Marginalisierte sind sie auch potentielle Verliererinnen einer **patriarchal strukturierten Gesellschaft**: sie sind durch ihre soziale und/oder ethnische Herkunft, in Verbindung mit ihrer eher traditionell orientierten Sozialisation, durch ihr Denken in Bindungen und Beziehungen, durch ihren Wunsch, geliebt zu werden, in das Räderwerk der Justiz, die Mühlen der Heime oder Obdachlosen-Unterkünfte gekommen, können sich aus der Abhängigkeit von schlagenden Männern und vergewaltigenden Vätern oft nicht mehr aus eigener Kraft befreien.[4] Autonomie, selbstbestimmte Lebensentwürfe, sind für sie weder von den realen Möglichkeiten noch von den eigenen Wünschen her eine Perspektive, sie wollen beschützt werden und ihrerseits beschützen. Wenn dies nicht gelingt - und es ist offenkundig, daß dies heute nur mehr in den seltensten Fällen gelingen kann -, dann können Drogen, Alkohol, Eßprobleme, Medikamente als Ersatzabhängigkeiten ins Spiel kommen, dann „macht Frausein krank"[5]. Oder es wird statt des einen gewalttätigen Mannes immer aufs Neue ein nächster gesucht, in der Hoffnung, daß mit ihm „alles anders" wird.

Für Sozialarbeiterinnen stecken diese beiden Pole - die Notwendigkeit der materiellen Grundsicherung und damit die Ausrichtung auf eigenständige Sicherung des Lebensunterhalts durch Erwerbsarbeit und die mehr oder weniger romantischen, unrealistischen Wunschphantasien der Frauen rund um das Thema „Liebe" - den Rahmen ihrer alltäglichen Arbeit mit Frauen ab, sei es in Frauenprojekten mit feministischem Ansatz oder in traditionellen Institutionen der Jugendarbeit, der Sozialverwaltung, der Justiz. Beides, materielle Lebenssituation und Sozialisation, stehen dabei in einem Wechselverhältnis, das zum dritten noch in der historischen Dimension betrachtet werden kann (Einfluß von Sozialisation und marginaler Situation der Eltern).

---

[4] Viele der Klientinnen der Sozialarbeit sind zu Straffälligen, zu Wohnungslosen, zu Frauen mit Suchtverhalten geworden, weil sie „zu sehr lieben" (in Anlehnung an Norwood, 1986). Für die Straffälligen wurde dies überzeugend ausgeführt von Einsele 1994.

[5] So der Anfang des Titels des Beitrags von Monika Fröschl (in diesem Band).

Feministische Theorie ging (und geht zum Teil noch heute) davon aus, daß die Sozialisation, welche die Adressatinnen der Sozialen Arbeit durchlaufen haben, den Sozialarbeiterinnen selbst im Kern bekannt ist, da beide durch die Schule des Patriarchats gegangen sind. Für beide gilt: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es" (Beauvoir 1972, 265). Beide wurden auf Sorge für andere hin erzogen, auf „brav" sein, nicht auffallen, auf das Aushalten der Doppelbelastung von Beruf und Familie, darauf, daß im Zweifelsfall die Familie vorgeht usw. Eine wichtige theoretische Fundierung und Zuspitzung bekam diese Position durch Carol Gilligans Buch „Die andere Stimme" (1984), in dem sie - in der Tradition der Kognitionstheorie Kohlbergs[6] - die Entwicklung moralischer Urteilsfähigkeit bei Mädchen und Jungen untersuchte und herausarbeitete, daß Mädchen sich in ihrem moralischen Urteil von dem Prinzip des „care"(caritas), der Orientierung an und der Sorge für konkrete Andere bestimmen lassen, wohingegen für Jungen eher abstraktes Recht und Gerechtigkeit im Vordergrund ihrer Urteilsbildung stehen. Die entscheidende Wende, die durch Gilligan eingeleitet wurde, war, daß diese andere Moral der Frauen nicht als unreif (wie in den Untersuchungen Kohlbergs), sondern als eine gleichwertige betrachtet wird. In ihren weiterführenden Arbeiten kommt sie zu folgendem Ergebnis: Beiden Geschlechtern stehen in moralischen Dilemmata beide Regelsysteme zur Verfügung: Recht und Gesetz **und** Fürsorge. Jungen sind sich bei weiterem Nachdenken gar nicht mehr sicher, ob ihr System das passende ist. Mädchen dagegen fällt zuerst auch das dominierende System (Gerechtigkeit) ein, aber in der Reflexion darüber halten sie weitaus häufiger das eigengeschlechtliche Modell für das Überlegenere. Das heißt: das männliche Modell ist das Dominante, das mit der höheren Legitimität. Aber auch die sog. „weibliche" Moral hat einen Wert in sich, den auch Männer erkennen und anwenden können.[7] Mädchen, so die Schlußfolgerung auch ihrer neuen Veröffentlichung, haben schon sehr früh gelernt, in Beziehungen zu denken, und vor allem: für Harmonie, für das Fortbestehen der Beziehungen zu sorgen, zu verhindern, daß „Dinge außer Kontrolle geraten" (Brown/Gilligan 1994, 243). Für die einen - die Adressatinnen der Sozialen Arbeit - führt diese Zurichtung in der Kindheit oft zu heillosen Verstrickungen im Gefüge der Bindungen und Beziehungen[8] und im Extremfall zu Abhängigkeit von Behörden, TherapeutInnen, SozialarbeiterInnen. Die anderen - die Professionellen - haben eine Möglichkeit gefunden, dieses Programm zu leben, indem sie einen sozialen Beruf ergriffen, konnten ihre Gefühle „kommerzialisieren" (Hochschild 1990), ihre auf Mitmenschlichkeit gerichtete Moral in die Soziale Arbeit hinein kanalisieren (Rommelspacher 1992, 131ff.).

---

[6]Vgl. dazu zusammenfassend Zimbardo 1992, 79-83.
[7]Hier zusammengefaßt nach Hagemann-White 1993, 73.
[8]Zur psychoanalytischen Seite dieser Problematik s. Benjamin 1990.

Des weiteren wurde patriarchatskritisch argumentiert, daß nicht nur von den Ambivalenzen geschlechtstypischer Sozialisation, sondern auch und insbesondere von Gewalterfahrungen grundsätzlich alle Frauen betroffen seien, denn jede Frau kenne das Gefühl der Angst in bestimmten Situationen und könne - anders als ein Mann - sich empathisch in die Situation einer Frau einfühlen, der Gewalt angetan wurde.[9] Freilich ist das Ausmaß der existentiellen Betroffenheit im Einzelfall sehr verschieden. Dennoch ermöglicht dieser gemeinsam geteilte biographische Hintergrund, **Betroffenheit und Parteilichkeit** in die sozialarbeiterische Praxis zu integrieren. Ausgangspunkt dieser „methodischen Postulate der Frauenforschung" in der ursprünglichen Version von Maria Mies (1984) ist die doppelte Seins- und Bewußtseinslage von Forscherinnen: sie sind sowohl Betroffene, die die Unterdrückung in unterschiedlicher Weise selbst erfahren haben, und gleichzeitig sind sie Forschende, die sich dieser Unterdrückung und den Möglichkeiten ihrer Aufhebung wissenschaftlich zuwenden. Dieses doppelte Bewußtsein soll - so Mies - in den Forschungsprozeß einbezogen werden. Daraus solle dann die Chance erwachsen, Herrschaftsverhältnisse auch von der Seite der Unterdrückten her zu erfassen und daher sensibler und umfassender zu analysieren.
Die „Betroffenheit" läßt sich dann überführen in eine **bewußte Parteilichkeit**, die die Situation der Forscherin mitreflektiert.[10] Aus dieser gemeinsamen Betroffenheit, der im Prinzip geteilten Machtlosigkeit und dem Ausgeliefertsein an Gewaltverhältnisse (wenn auch aus hierarchisch unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen heraus), aber auch aus dem unterschiedlich großen Aktionsradius der je konkreten Frauen und der verfügbaren Ressourcen resultiert Parteilichkeit auch in der feministischen Sozialen Arbeit. Dies bedeutet zunächst: auf der Seite der Hilfesuchenden zu stehen (zum Beispiel wenn eine wohnungslose Frau ein Dach über dem Kopf braucht), ihr zu glauben (zum Beispiel wenn eine junge Frau von Erfahrungen sexueller Gewalt berichtet), für alle ihre Probleme da zu sein (zum Beispiel in einer Zufluchtsstelle keine Frau, kein Mädchen abzuweisen), ihr Handeln als (Über-) Lebensprogramm zu akzeptieren aus dem Wissen um ihre Lebenssituation und ihre Möglichkeiten heraus (zum Beispiel bei Eßverweigerung und Autoaggression).[11]

---

[9] Vgl. zusammenfassend: Hagemann-White 1983.

[10] Die Konzeption der „Betroffenheit" nimmt einen alten Streit der Soziologie wieder auf, kritisiert den Objektivitäts- und Universalitätsanspruch der positivistischen Wissenschaftskonzeptionen. Das explizit „Feministische" daran ist die Bindung von „Betroffenheit" an das Geschlecht. Die Frage ist dann freilich, inwieweit es gelingt, trotzdem historisch (und nicht biologistisch) zu argumentieren.

[11] Zahlreiche Beispiele dazu finden sich bei Reger (in diesem Band). Zur Konzeption der Parteilichkeit in der Sozialen Arbeit s.a. Bitzan 1993.

Dieser Ansatz hat eine eminent politische Implikation, ist patriarchatskritisch gemeint und wirksam: Die Rechte der betroffenen Frauen sollen auch deshalb vertreten werden, weil mit deren Verletzung auch die eigenen Rechte verletzt werden. Feministisch orientierte Sozialarbeiterinnen stellen sich damit (wie die feministischen Forscherinnen) auf die Seite der Frauen als Gruppe, rechnen sich selbst diesem Teil der Gesellschaft, ja der Menschheit zu, wollen gemeinsam die Unterdrückung erkennen und zu überwinden suchen.[12] Weil sie sich den Lebenssituationen der Frauen auch professionell zuwenden, kommt auch ihnen - wie den Forscherinnen - eine doppelte Bewußtseinslage zu, die es ihnen ermöglicht, die Frauen darin zu unterstützen, von den erlernten, typisch weiblichen Verhaltensweisen Abschied zu nehmen, ihnen zu zeigen, daß sie es alleine schaffen, daß es geht, ohne Mann zu leben oder in einer Beziehung mit einem Mann und mit Kindern zu leben und dennoch das eigene Leben, die eigenen Identitätsvorstellungen nicht zu übersehen.[13] Darin ist dann wiederum die Chance enthalten, Frauen nicht nur zu befähigen, an den Errungenschaften der Moderne teilzunehmen, sondern auch Herrschaftsverhältnisse am eigenen Leib wahrzunehmen und ansatzweise zu überwinden. Im Vordergrund feministischer Bemühungen stehen daher sowohl die Sicherung des eigenen Lebens durch Einstieg in den Arbeitsmarkt, die Entwicklung eigener Wünsche und Utopien sowie die Unterstützung bei der Umsetzung mithilfe der Rückbesinnung auf die je individuell vorhandenen Ressourcen, die Lösung aus behindernden Vorstellungen und Bindungen, aus emotionalen und materiellen Abhängigkeiten als auch die solidarische Vergewisserung der Gemeinsamkeiten von Erfahrungen und Ressourcen.

Geschlechterverhältnisse - eine gemeinsame Inszenierung

Gleichzeitig führt kein Weg daran vorbei: Frauen haben selbst dann (und vielleicht gerade dann), wenn sie sich an den Rändern der Gesellschaft ansiedeln müssen, in den Asylbewerber- oder Unterkunftsheimen, auf dem Drogenstrich, auf den Parkbänken, im Umfeld von Teestuben und Suppenküchen, in U-Bahnhöfen, ihren Part an den Inszenierungen der Geschlechterverhältnisse in dieser Gesellschaft. Auch wenn sie die Regeln des Zusammenlebens nur zum kleinen Teil inhaltlich mitbestimmen können, so füllen sie sie doch permanent

---

[12] Auf weitere Postulate - Ganzheitlichkeit, Selbstaufklärung - gehe ich hier nicht ein. Vgl. zusammenfassend: Szemerédy 1995, 15f.

[13] Einige der Beiträge in diesem Band zeugen davon, wie hilfreich und befreiend diese Arbeit unter dem Postulat von Parteilichkeit ist (Kuhne, Reger, Völkl-Maciejczyk).

mit Leben[14]. Frauen sind an der Interpretation der Wirklichkeit in geschlechtssegregierten Rastern, und damit an der Konstruktion von Deutungsmustern, ebenso aktiv beteiligt wie Männer.
Könnten all die Bilder - etwa von der züchtigen Hausfrau, dem männermordenden Vamp, der geheimnisvollen Fremden, dem wilden Mädchen, der gezähmten jungen Frau, der romantischen Verliebten, der aufopfernden Mutter, der Gattin im Hintergrund, der armen Alten, der weisen Alten usw. - immer wieder belebt werden, wenn nicht auch die realen Frauen hier mit Regie führten? Frauen tun dies häufig unbewußt, nicht unbedingt zu ihrem eigenen Vorteil, und nicht aus der ersten Reihe - aber sie tun es.

Dieser - konstruktivistische - Ansatz, der davon ausgeht, daß Frauen wie Männer an der Herstellung der Geschlechterverhältnisse aktiv mitbeteiligt sind, ist weitreichender als die traditionelle Rollentheorie. Die Rollentheorie postuliert, daß Verhaltenserwartungen Frauen wie Männer als Träger einer bestimmten, gesellschaftlich vorgeformten, sozialen Rolle treffen. Die Verhaltenserwartungen werden formuliert von den verschiedenen Bezugsgruppen, denen die Frau (der Mann) angehört - wobei die Zugehörigkeit durchaus nicht immer freiwillig ist. Diese Bezugsgruppen schreiben als Repräsentantinnen der Gesellschaft sozusagen das Drehbuch für das Rollenspiel. Sie formulieren, was sie/er tun soll, sie haben normative Erwartungen. Bezugsgruppen wie Eltern, Schwiegereltern, NachbarInnen, KollegInnen, FreundInnen erwarten zum Beispiel, daß eine Frau den Haushalt organisieren kann. Und sie haben Erwartungen, **wie** sie das konkret tut, nämlich nicht, indem sie die Wäsche vom StudentInnenschnelldienst waschen läßt. In der Sprache der Theorie der Symbolischen Interaktion müssen Rollen interpretiert, gedeutet und übernommen werden. Die Frau (der Mann) muß sich also zu den Erwartungen, die in der Rolle enthalten sind, aktiv verhalten. Denn zum erfolgreichen Handeln in den zugemuteten Rollen gehört immer auch eine zusätzliche Interpretations- und Verständigungsleistung des Menschen. So, wie Rollenerwartungen von anderen an mich herangebracht werden, so sind die anderen meinen Erwartungen ausgesetzt. Es muß also zwischen den beteiligten Personen eine gemeinsame Situationsdefinition, und das heißt auch: Rollendefinition, erreicht werden, um die auszuübenden Rollen auszuhandeln. Ein Teil der Rollenerwartungen ist demnach normiert, von dem anderen Teil wird erwartet, daß er in der Interaktion frei gestaltet wird. Die Normierungen sind je nach Rolle unterschiedlich hoch, in der Regel sind sie höher in Positionen der Öffentlichkeit, im Beruf, und geringer im Privatbereich.

---

[14]Wie z.B. die Frau, die auf der Straße lebt, aber regelmäßig in der Teestube für wohnungslose Frauen ihren Plissee-Faltenrock wäscht und bügelt.

Hier schließt die Konstruktionsdebatte an: Wurde in der Rollentheorie noch davon ausgegangen, daß „wir alle (...) Theater" spielen (Goffman 1969), uns also weitgehend in vorgegebenen Rollen und Masken bewegen, die wir nur zum Teil selbst ausgestalten bzw. zurückweisen können, so wird von VertreterInnen konstruktivistischer Positionen betont, jede und jeder bestimme das Drehbuch, die Spielregeln (Normen), die Ausstattung der Selbstinszenierung auf der Bühne des gesellschaftlichen Lebens mit. Dies ist kein prinzipieller Widerspruch, wohl aber ein für die Geschlechterfrage entscheidender Perspektivenwechsel: Der Focus liegt nun auf der Eigentätigkeit in der Aneignung der Geschlechtsidentität (Bilden 1991). Also auf dem, was wir selbst dazu tun, als eine Frau (oder ein Mann) wahrgenommen zu werden.
Anders formuliert: Geschlecht ist nicht etwas, das wir haben, sondern etwas, das wir tun. Im Englischen wird dies deutlich in der Formulierung des **„doing gender"** oder auch des **„girling"**. So tragen wir alle durch diese ständige Selbstdarstellung als Frau/als Mann und durch die wechselseitigen geschlechtstypisch normierten Verhaltenserwartungen dazu bei, daß der kulturell vorhandene Dualismus der zwei Geschlechter reproduziert wird. Wir stellen die Ordnung der Geschlechter immer wieder selbst her durch unser Handeln anderen gegenüber und unseren Umgang mit uns selbst. Denn die bestehende Ordnung bleibt nur bestehen, indem wir uns weiterhin qualitativ unterscheiden. Dieser Ansatz ist kognitionstheoretisch leicht zu erklären: Wir eignen uns unser Geschlecht aktiv an, durch Selbstbestätigung (Tillmann 1990, 82ff.). Wir gehören einem sozialen Geschlecht an und bekräftigen selbst ständig diesen Anspruch auf Zugehörigkeit. Wir verständigen uns innerhalb des symbolischen Systems der Zweigeschlechtlichkeit und wirken damit auch kontinuierlich an dessen kultureller Re-Konstruktion mit.

In der Fortsetzung dieser Argumentation wird deutlich, daß nicht nur das Geschlechterverhältnis konstruiert ist. Konsequent zuende gedacht wird „Frau" („Mann") selbst zum sozialen Konstrukt. Denn: von wem ist überhaupt die Rede, wenn von „Frauen" gesprochen wird?

„Wenn an Beauvoirs These, daß man nicht als Frau zur Welt kommt, sondern dazu **wird,** tatsächlich etwas richtig ist, folgt daraus, daß die Kategorie **Frau** selbst ein prozessualer Begriff, ein Werden und Konstruieren ist, von dem man nie rechtmäßig sagen kann, daß es gerade beginnt oder zu Ende geht. Als fortdauernde diskursive Praxis ist dieser Prozeß vielmehr stets offen für Eingriffe und neue Bedeutungen". (Butler 1991, 60)

Diese Zuspitzung in der Forschung traf zusammen mit der politischen Wahrnehmung der gewaltigen Bandbreite der Differenzen unter den Frauen (weiß-schwarz, arm-reich usw.). **Die** weibliche Sichtweise wurde immer fraglicher. Es wurde (zuerst in den USA) deutlich, daß im Kern nur die Sichtweise der

westlichen, weißen, privilegierten Frauen, der Frauen der „Dominanzkultur" (Rommelspacher 1994) gemeint war. Und weiter: Meinen wir junge Frauen, Mädchen? Heterosexuelle Frauen? Lesbische Frauen? Mütter? Zölibatär lebende Frauen? Witwen? Arme Frauen? Reiche Frauen? Haben sie alle eine vergleichbare Lebenswirklichkeit, gibt es überhaupt einen Grundkonsens etwa zwischen einer illegal in einer westdeutschen Großstadt lebenden jungen Frau von den Philippinen und einer vielleicht gleich alten Frau, die in den neuen Bundesländern lebt und sich zur „neuen Rechten" zählt? Und wie ist es zwischen den Generationen? Selbst bei einer Beschränkung auf den Kontext „Deutschland" brechen hier Unterschiede auf. In kaum einem Land der Welt ist der Unterschied zwischen zwei Frauengenerationen so groß wie in Deutschland: Die eine[15], die vor 1945 geborene, wurde erzogen zu Stärke, Nationalstolz und Abgrenzung, in der Folge galt für sie Empathie als Schwäche, die eigenen Gefühle mußten in die Tiefe des Unbewußten versenkt werden und das eigene psychische Überleben wurde durch Wegschauen gesichert.[16] Die nächste erfuhr (jedenfalls zum Teil) in der Abkehr von diesen rigiden Mustern entscheidende Impulse durch die Studenten- und Frauenbewegung, erlebte ErzieherInnen, deren Wertorientierungen nicht mehr überzeugten, suchte Orientierung in Therapie und in Selbsterfahrungsgruppen. Und schließlich die „dritte" Generation: Haben die heute 20- bis 25-jährigen jungen Frauen wirklich etwas gemeinsam mit den 60-, den 70-jährigen? Auch gegenüber den Vertreterinnen der Generation der neuen Frauenbewegung, den heute 40- bis 50-jährigen, haben die jungen Frauen heute einen völlig anderen Erfahrungshintergrund, der es ihnen auch leichter macht, sich auf Dekonstruktionsdebatten und -experimente lustvoll einzulassen und ihre Geschlechtsidentität phantasiereich zu inszenieren.

Wenn Geschlecht jedoch ein soziales, ein kulturelles Konstrukt ist, ist es nicht mehr zwingend, von nur zwei Geschlechtern auszugehen, sondern es könnte durchaus 3,4,7 (oder 77...) Geschlechter geben. Das ist nichts anderes als eine Frage des Blickwinkels, des Interesses an Differenzierung, der Definition.[17] Erst durch eine solchermaßen erweiterte Sicht könnte die dem Dualismus geschuldete Hierarchie der Geschlechter aufgelöst (oder zumindest entschärft) werden.[18]

---

[15] Ich rede von den nichtjüdischen, nichtverfolgten deutschen Frauen.

[16] Alexander und Margarethe Mitscherlich (1967) und Alice Miller (1980) wiesen nach, daß diese Muster auf ganz unterschiedliche Weise noch bis weit in die nächste Generation hinein wirksam sind.

[17] S. dazu Butler 1991 sowie deren Rezeption, z.B. bei Gildemeister/Wetterer 1992; Hagemann-White 1993; Szemerédy 1995.

[18] Gefragt wird schließlich auch nach dem biologischen Substrat des Geschlechts selbst. Ist es überhaupt biologisch so eindeutig klar, was das ist, eine Frau (oder ein Mann)? Judith

In der aktuellen Praxis jedoch halten Frauen wie Männer die Systeme von Dominanz und Unterordnung weiterhin aufrecht. So stellt denn auch Annette Treibel mit mäßigem Optimismus fest: „Die Chancen, dieses Konstruktionsprinzip zu durchbrechen und die dichotome durch eine 'multiple' Geschlechtlichkeit zu ersetzen, sind gering" (1993, 147).
Denn: Die Tatsache, daß wir alle beständig an der sozialen Konstruktion unseres (und des anderen) Geschlechts mitwirken, bedeutet nicht, daß der Rahmen offen ist, daß wir also je nach Belieben die Masken wechseln oder auch nur die Attribute frei ausgestalten können. Erstens ist die soziale Konstruktion des Geschlechts ein interaktiver Vorgang, an dem unsere gesamte Umwelt mitbeteiligt ist. Wir sind essentiell auf deren Mitwirkung angewiesen.[19] Die Gestaltung der sozialen Wirklichkeit ist die Sache der Frauen nicht weniger als die der Männer. Zweitens reproduziert sich durch die Gestaltung kultureller Differenz in Formen der Zweigeschlechtlichkeit auch die Hierarchie der Macht immer aufs Neue. Und hier sind die Mächtigeren - die, empirisch sichtbar, eben in der Überzahl männlichen Geschlechts sind - im historischen Vorteil, da sie weitaus mehr Ressourcen und Privilegien anhäufen konnten.

Dekonstruktivistisches Denken - und Handeln?

Die konstruktivistische Perspektive auf das Geschlechterverhältnis wird der Diskurstheorie zugeordnet: Interpretationen von Sinnzusammenhängen stellen sich über den gesellschaftlichen Diskurs her. Hier sind die Deutungsmuster bezüglich Weiblickeit und Männlichkeit derzeit alles andere als eindeutig. Nahezu täglich können neue Sinnprovinzen entdeckt bzw. kreiert werden. Wenn man sich nur das Fernseh-Abendprogramm daraufhin anschaut, welches Frauenbild dort vermittelt wird, dann gibt es vielfältigste Konstruktionen von Weiblichkeit, die unterschiedliche „Väter" und „Mütter" haben. Es gibt die Karrierefrau, die Hausfrau, der weiße Wäsche das Wichtigste sein soll, ältere, großmütterliche Frauen usw. Jedes dieser Bilder wird durch einen Diskurs am Leben erhalten, an dem reale Frauen beteiligt sind, die sich darin wiederfinden.

Butler, die Protagonistin der feministischen Dekonstruktionsdebatte, denkt letztendlich auch den Körper selbst als diskursiv und prozessual hervorgebracht. Darauf gehe ich hier nicht näher ein.

[19]So haben zum Beispiel Männer sicher mit schmerzhaften Sanktionen zu rechnen, wenn sie einen Rock tragen möchten oder gegenüber langjährigen Freunden plötzlich schwule Verhaltensweisen zeigen würden. Der Spielraum der Selbstdarstellung ist generell für Frauen derzeit größer. Die Frage ist, weshalb: weil sie ihn sich erkämpft haben? Oder weil sie weniger wichtig genommen werden?

Es versteht sich von selbst, daß es auch Realitäten gibt, die dort nicht auftauchen, weil ihre Existenz einen Angriff auf die Ordnung der Geschlechter darstellen würde. Denn - dies ist eine soziologische Binsenweisheit - der Diskurs ist nicht herrschaftsfrei. Je mehr jedoch Vermarktbarkeit gewittert wird, desto höher sind derzeit die Chancen, daß auch „Abweichendes" sich Raum schaffen kann.
Dessen eingedenk kann trotzdem gesagt werden, daß wir den Mechanismus des „doing gender" auch nutzen können. Frauen wie Männer können sich vor allem dort erfolgreich in den Diskurs einmischen, wo traditionelle Weiblichkeits- und Männlichkeitsbilder schwankend geworden sind. Sie können Stereotypen parodieren, können spielerisch, ironisch für produktive Verwirrung sorgen - und sie tun es längst. Wichtig ist, in welchen Bereichen durch Parodie zentrale Machtstrukturen fragwürdig werden können oder wo das Jonglieren mit Attributen der kulturellen Formierung der Geschlechter belangloses Spiel bleibt. Dies ist jedoch von vornherein nicht zu entscheiden.[20] Die Variabilität in der Geschlechterinszenierung ist relativ leicht wahrzunehmen (im doppelten Wortsinn) in Bereichen, in denen wir spielen können und wollen, wie der Mode. Hier sind junge Frauen (und auch Männer) heute oft sehr gerne bereit zu Verwirrspielen (vgl. auch diverse Popstars wie Boy George, Michael Jackson und andere, deren Aussehen ständig verändert wird).[21]
Weitaus schwerer zu überschreiten ist die Grenze der anerzogenen Gefühle. Der eher Frauen eigene Wunsch, im kleinen, überschaubaren Rahmen gebraucht zu werden, sich unersetzlich zu fühlen, ist auch mit Machtphantasien verbunden. Bei Männern gibt es andere Konnotationen: Körperwahrnehmungen hängen zusammen mit angelernter Aggressivität, denn: „das Leben ist hart, ist Kampf". Sich ohne Grund spielerisch, sanft zu verhalten, ohne jahrelange Selbsterfahrung in Männergruppen, „einfach so", ist mindestens genauso schwer, wie für Frauen das Hinter-Sich-Lassen des Fürsorgedenkens. Für beide Geschlechter gilt: sich unbeschwert als VagantIn, VagabundIn zwischen Welten zu bewegen, die erst zu konstruieren - und wieder zu dekonstruieren - sind, muß mühsam gelernt und alltäglich realisiert werden. Auch und vor allem sind Gefühle und Begierden als Ergebnis der alltäglichen Produktion der Geschlechterordnung zu sehen. Und diese sind

---

[20] Vgl. zu „Gender Blending", „Parodie", „Ironie": Szemerédy 1995, zu den „queer interventions" Hark 1993.

[21] Diese modischen Verwirrspiele, so merkwürdig sie vielleicht auf den ersten Blick scheinen, greifen nicht nur in die Frau-Mann-Trick-Kiste: Wie will man/frau mit den bekannten Deutungsmustern folgenden Kopfschmuck interpretieren: Glatze und kleiner, dünner, langer Zopf: Skin? Chinese? Oder: Grüne oder blaue Haare - was für traditionelle Sinn-Bilder stehen hier als Interpretation zur Verfügung? Oder soll gar nicht mehr gedeutet werden? Hinschauen und wieder wegschauen? Ist das alles?

so sehr mit unserer Identität verbunden, daß hier nur sehr langsam etwas in Bewegung gerät.

Wenn nun „Frau" kulturell konstruiert ist und es nicht ein weibliches Geschlecht, sondern viele, potentiell unendlich viele davon gibt, stellt sich in der Praxis folgendes Problem: Die Kategorie Frau, die ja auch politisch wichtig war, wird aufgelöst, dekonstruiert. Wie aber legitimiert sich dann überhaupt noch die politische Bezugnahme auf „Frauen"? Kann durch den dekonstruktivistischen Ansatz, der die bisher so emphatisch auf die Fahnen geschriebenen Gemeinsamkeiten verblassen läßt, das zentrale feministische Potential so weit in den Hintergrund treten, daß Entpolitisierung die Folge ist? Die auf den ersten Blick mangelnde Politikfähigkeit dieser Position ist tatsächlich ein Aspekt, der mancherorts dazu führt, daß Denkverbote auferlegt werden[22], denn politisch ist ja das Fundament des Projekts „Frauen"bewegung die Einigkeit qua Geschlecht (und letztendlich qua biologischem Geschlecht). Erst durch die Bewußtmachung der Universalität der Unterdrückung konnten politische Programme gemeinsam entwickelt und umgesetzt werden. Jetzt wird diese erlebte Realität konfrontiert mit der Tatsache, daß alles kontingent ist. Erfahrung und theoretische Erkenntnis klaffen also auseinander (Hirschauer 1993, 56).
Wie kann beispielsweise die politische Forderung nach einer Frauenquote noch begründet werden, wenn „Frau" als kulturelles Konstrukt gefaßt wird, wenn erkenntnistheoretisch davon ausgegangen werden muß, daß „Frau" nicht mehr nur ein Geschlecht, sondern mehrere, ganz unterschiedliche Geschlechter meinen kann? Welche Gruppen von Frauen sollen dann in die Quote? Die Alten, die Jungen, die Kranken, die Gesunden, die Mütter, die Alleinlebenden, die Sozialhilfeempfängerinnen? Oder muß die Quote wiederum quotiert werden? Was sind die Kriterien? Vor dieser Problematik steht nicht nur die Politik und die parteiliche Frauenforschung, sondern auch die feministisch orientierte Soziale Arbeit.

Und auch noch etwas anderes hindert uns, offener und variabel unterschiedliche Geschlechtsausprägungen zu sehen und zu leben: Der Wunsch nach eindeutiger, klarer Identität. Wir nehmen uns als Frauen (Männer) wahr. Daß wir diese Identität nicht „haben", sondern daß dies vielmehr ein Prozeß ist, der auch im Erwachsenenalter durch unsere aktive Mithilfe ständig weiter geführt wird, der so, aber auch anders entwickelt werden könnte, ist ein ungewohnter und unbequemer Gedanke.[23] Unsere Wahrnehmung und

---

[22] S. dazu die von Gildemeister/Wetterer konstatierte und vielfach zitierte „Rezeptionssperre" gegenüber den Theorieentwürfen der „Differenz" (1992, 203).

[23] Frappierend deutlich wird das vor Augen geführt durch die Transsexuellen-Forschung von Garfinkel. Transsexuelle betreiben auch nach dem operativen Eingriff eine beständige,